

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 7 (1931-1932)
Heft: 7

Artikel: Ein Indianer bürgert sich in Zürich ein
Autor: Merz, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065259>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

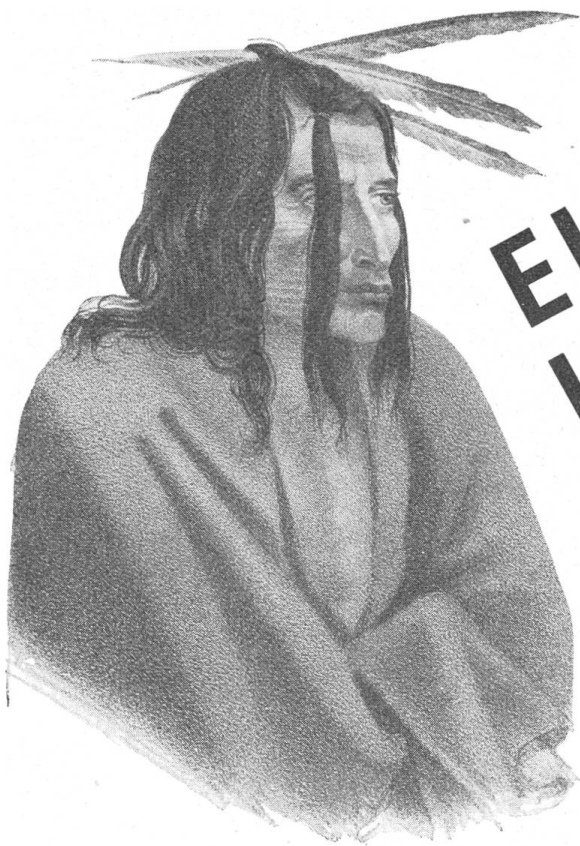
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



EIN INDIANER

BÜRGER SICH IN ZÜRICH EIN

Von Prof. Dr. Karl Merz

Mit 4 Illustrationen aus einem Familien-
archiv

*Ibahan Raboles Vandres Lochmiris Beruschan
Vodiomulos*

*Wir veröffentlichen im « Schweizer-Spiegel » in periodischen Abständen
merkwürdige Auswandererschicksale von Schweizern aus den letzten
Jahrhunderten. Der nachstehende Beitrag stellt umgekehrt die abenteuer-
liche Geschichte eines Einwanderers dar.*

Bald nach der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus ergoss sich ein Strom abenteuerlustiger Männer aus allen Ländern in die neue Welt. Dass da auch die Schweizer nicht fehlen konnten, ist selbstverständlich. Die meisten von ihnen sind gestorben und verdorben, ohne dass man in ihrem Vaterland je wieder von ihnen hörte. Andere haben es aber schon früh in ihrer neuen Heimat zu Ansehen gebracht. Von diesen besitzen wir eine grosse Anzahl Dokumente und Berichte. Die wichtigsten derselben sind sogar gedruckt zugänglich.

Viel weniger bekannt ist, dass auch umgekehrt schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts Amerikaner, und zwar nicht ehemalige Europäer, sondern « Indianer » den

Weg in unsere kleine abgelegene Schweiz gefunden haben.

Bekanntlich wurde Amerika nicht nach dem Entdecker Kolumbus, sondern nach Amerigo Vespucci, dem ersten Beschreiber des neuen Erdteils, benannt, der, am 9. März 1451 in Florenz geboren, als Kaufmann nach Spanien kam, 1499—1500 unter Hojeda an der Entdeckung Venezuelas teilnahm. Dieser Vespucci hat für uns insofern Bedeutung, als sein jüngster Sohn, Roderigo Juan, die ersten Indianer in die Schweiz begleitete. Roderigo Juan Vespucci war einer der wenigen Europäer, die nicht ausschliesslich als Kaufmann, Soldat oder Priester, sondern als Forscher in die neue Welt gekommen waren. Er lebte während zehn

Jahren bei verschiedenen Eingebornenstämmen, ja sogar seine Frau wählte er sich unter den roten Ureinwohnern Amerikas. Das erklärt ohne weiteres seine grosse Beliebtheit, ja Verehrung, die er bei den Indianern genoss.

Im Jahre 1538 wurde er zum Ehrenpräsidenten und gleichzeitig zum Dolmetscher einer Delegation von indianischen Fürsten an den spanischen Hof ernannt, die bezweckte, den damaligen Herrscher Karl V. zu einer humaneren Behandlung ihrer Stammesgenossen zu bewegen. Dieser Delegation wurde im ganzen damaligen Kultureuropa grosses Interesse entgegengebracht. Es kursierten von ihrem Reichtum und ihrem glänzenden Aufzug die wildesten Gerüchte. Sie erhielten Einladungen an eine grosse Anzahl anderer europäischer Höfe, so zum Beispiel von König Ferdinand von Ungarn. Dieser letztern leisteten sie Folge. Der Weg nach Wien führte sie durch die Schweiz. In der Bürgerbibliothek Luzern findet sich heute noch eine Beschreibung dieser Reise, und zwar durch Josias Ambühl, welcher der Delegation vom hohen Rate der Eidgenossenschaft als diplomatischer Begleiter auf der Durchreise beigegeben war. Ich halte mich in unserm Bericht an diese Chronik, deren Vorhandensein seit Jahrhunderten in Vergessenheit geraten zu sein scheint.

* * *

Josias Ambühl führt mit grossem Stolz aus, wie die 60 Mann starke Delegation in 15 Staatskarossen, die von vier verschiedenen Kantonen geborgt werden mussten, von Genf nach Zürich befördert wurde. Rühmend hebt er hervor, dass die grosse Reise in der kurzen Zeit von sechs Tagen bewältigt wurde, wobei nur zwei Radbrüche vorgekommen seien und nur ein einziger Wagen «umgekijet».

Die indianischen Fürsten, die in ihren Nationalkostümen reisten, reich tätowiert, den drohenden Tomahawk im Gürtel, erregten überall, wo sie hinkamen, ungeheures Aufsehen. So hat die Wirtin im Bade Schinznach, bei der die roten Gestalten nach einem Znüni verlangten, der Herzschlag getroffen. Sie brach mit den Worten «d'Höll isch los!» tot zusammen.

Die gnädigen Herren von Zürich waren der Delegation in corpore bis nach Baden entgegengeritten, was, wie der Chronist Josias Ambühl launisch bemerkt, «deme

etwas belejbten Herren Konrad Hirzel so gar beschwerlich gefallen, dass er des ungewohnten Ritens wegen acht Tage in Baden verbleiben musste, um eben daselbst sine Leybesfülle in dem dortigen heilsamen Wasser einer Kur zu unterziehen».

Im Schlosse zu Baden hatten die Herren vom Rate den hohen Gästen einen Imbiss «gewichset». Wie es in dem Bericht von Josias Ambühl heisst, ist es dabei zu einer «pinlichen Ufmerksamkeit» gekommen, als die hohen Herren den aufgestellten Badener Chräbeli «so unerchant zuesprachen», dass der gebackene Vorrat nicht ausreichte.

In Zürich stieg die Gesellschaft zur Hälfte in der mindern Stadt, im Wirtshaus zum roten Schwert, zur andern Hälfte in der mehreren Stadt, im Hotel zum Rappen, ab. Die Herren gaben sich grosse Mühe, die Stadt nach aller ihrer Gelegenheit zu besuchen und alles eigentlich zu erkundigen. Vor allem wurde viel gegessen und getrunken. Es würde sich heute nicht mehr lohnen, auf die ganze Angelegenheit zurückzukommen, wenn sie keine schwerwiegende Folgen gehabt hätte.

Dem indianischen Fürsten Ibahan Raboles Vandres Lochmiris Bernschan Vodiomulos (in der ungefähren Übersetzung: Oberster Hirsch, mächtig stinkende Schildkröte, goldstarrende Tempelsäule, grüne Riesenschlange) gefiel es innerhalb der Tore Zürichs so gut, dass er — nicht so ganz freiwillig allerdings — die Delegation nach 14 Tagen allein weiterreisen liess. Es war nicht das Stadtbild, das den Indianerfürsten mit dem wohlklingenden Namen dermassen fesselte, sondern vielmehr das Bild einer jungen Zürcherin, Bäbeli Werdmüller, die als Ehrenjungfer den indianischen Fürsten beim Empfang am Tore der Stadt einen Blumenstrauss überreicht hatte und später beim Festmahl, wie es im Bericht von Josias Ambühl heisst, «denen rothütigen erlauchten Personen ein bsunder gueten Win kredenzte». Der «Oberste Hirsch» war schon vom ersten Anblick dieser zürcherischen Weiblichkeit so benommen, dass er «zwo langi dies et noctes (Tage und Nächte) in siner Kammer im Pfuele zuebrachte, nit vermögend sine fuele Glieder ufzurichten». Kaum wieder auf den Beinen, machte er dem ehrwürdigen Herrn Werdmüller, der mit Spanien in reger Handelsverbindung stand, seine Aufwartung. Er überreichte ihm eine mit Gold beschla-

gene Pfeife und lud ihn ein, mit ihm die Friedenspfeife zu rauchen. Roderigo Juan Vespucci machte dabei persönlich den Dolmetsch. Herr Werdmüller konnte dieses Anerbieten nicht wohl abschlagen. Das hatte aber für den höflichen Mann, der an das Rauchen noch nicht gewohnt war, den Nachteil, dass ihm schlecht wurde und er sich etliche Male vor dem bestürzten Obersten Hirschen ergeben musste. Der Besucher war über diese unerwünschten Begleiterscheinungen seines Annäherungsversuches so unglücklich, dass er, um den üblen Eindruck abzuschwächen, noch am gleichen Abend einen enteneiergrossen Goldklumpen ins Haus auf dem Tach, dem Sitz des Kaufherrn, hinüberschicken liess. Daraufhin wurde es, wie es im Bericht Josias Ambühl heisst, dem Herrn Werdmüller «bedütend liechter», und er lud zum Zeichen seiner Versöhnung die «Grüne Riesenschlange» zu einem «Znüniplättli geröstet Leberlin» ein. Bei diesem Anlass schlug der Indianer Herrn Werdmüller Blutsbruderschaft vor. Er hieb sich zu diesem Zwecke mit seinem Tomahawk eine kräftige Wunde in den linken Arm und lud den bestürzten Herrn Werdmüller ein,

sich des fliessenden Blutes zu bedienen. Unser Chronist bemerkt etwas boshaft, dass wohl nur die Aussicht, am andern Tage wieder einen enteneiergrossen Goldklumpen zu erhalten, Herrn Werdmüller bewogen



*Bäbeli Werdmüller
Zeichnung von Siderius Holderegger*



*Jakob Werdmüller
Stich von Joseph Bärlöcher*

habe, zuzugreifen. Als aber der Indianer darauf ihm den Tomahawk überreichte, um sich ebenfalls eine entsprechende Wunde beizubringen, gab er ihm das gefährliche Instrument mit der Bemerkung zurück, er sei sich anders gewohnt. Er liess sich von seiner Frau eine Nadel bringen und stach sich vorsichtig in den kleinen Finger, so vorsichtig, dass lange kein Blut fliessen wollte. Doch drückte er unter Assistenz seiner Frau und Tochter so lang an dem Nadelstich herum, bis doch ein kleines Tröpfchen Blut herausquoll, welches der indianische Fürst gierig verschlang. Herr Werdmüller hatte sich nicht verrechnet. Am andern Tage traf richtig der enteneiergrosse Goldklumpen ein.

* * *

Am drittletzten Tage vor der Abreise der Delegation war ein Ball auf dem freien

Platz auf dem Lindenhof angesagt. Rings um den Lindenhof leuchteten riesige Fackeln zu Ehren der hohen Gäste. Unter den alten Bäumen lagerte die Creme der zürcherischen Bevölkerung. Die Jugend aber wiegte sich im Tanze. Die schönen Jüngferlein verdross es nur einigermassen, dass die indianischen Fürsten nicht auch mittanzten. Bei diesen fehlte es aber nicht am guten Willen: «die rothütigen Herren hätten gar gruselig gern mittanzet, aber das Walzeren sei ennet dem Meer nit so Bruch», heisst es bei Ambühl.

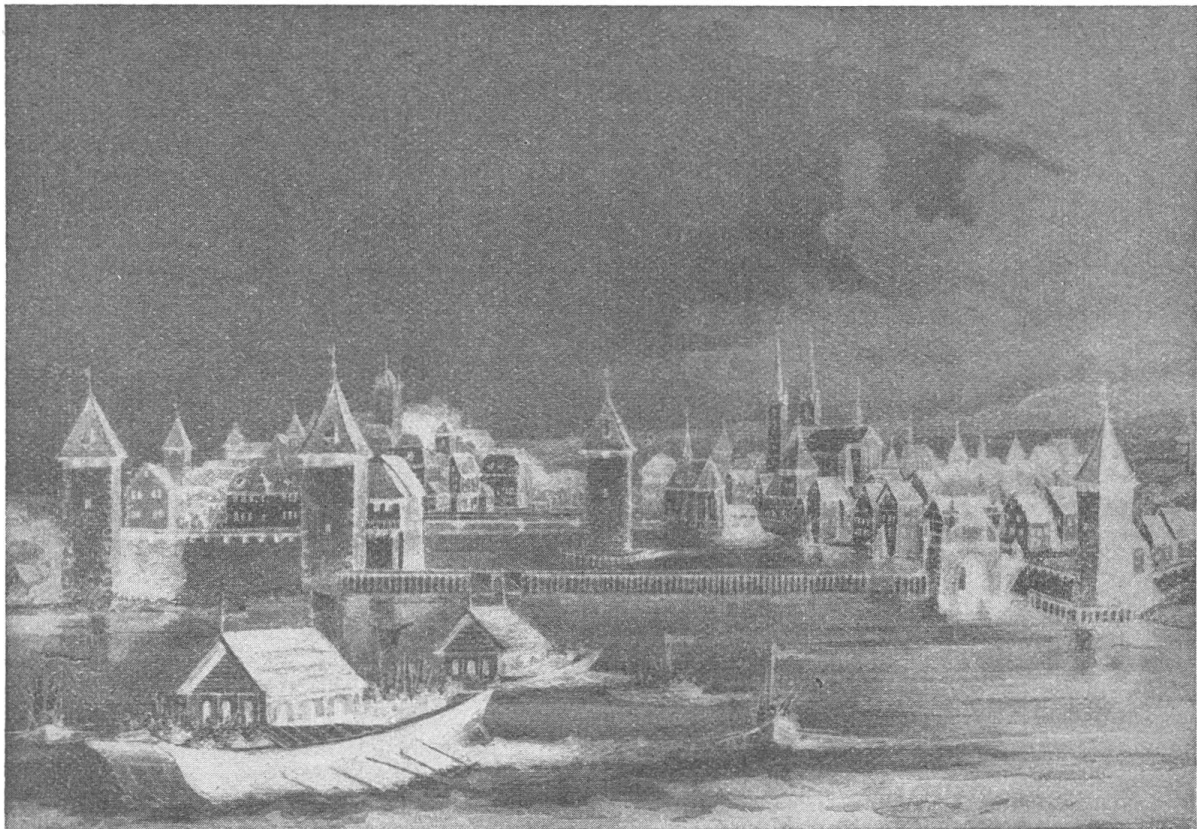
Dem aufgeweckten Bäbeli Werdmüller war die Neigung des «Obersten Hirschen» nicht entgangen, und offenbar fand auch sie an dem hochgewachsenen jungen Fürsten Gefallen. Auf jeden Fall sass sie bei diesem Anlasse dem «Obersten Hirschen» gegenüber. Das brachte aber diesem das heisse Indianerblut so sehr in Wallung, dass er in einer Tanzpause plötzlich in ein lautes Kriegsgeschrei ausbrach, in die Mitte des Platzes stürmte und mit erhobenem Beil in einen rasenden Kriegstanz ausbrach. Die zürcherischen Herrschaften wichen zunächst in panischem Schrecken zur Seite. Roderigo Juan Vespucci beruhigte sie aber, dass sie der fremde Häuptling nur mit dem Anblick eines in seiner Heimat landesüblichen Gesellschaftstänzchen bekannt mache, worauf sich die Zürcher wieder beruhigten und dem schaurig schönen Schauspiel mit Wohlgefallen zusahen. Der junge Indianer tanzte in seiner Verückung, bis ihm der weisse Schaum auf die Lippen trat. Dann stürzte er sich unvermutet mit einem urwäldlichen Schrei vor dem erlassenden Bäbeli Werdmüller nieder, umfasste sie mit seinen Armen und brach bewusstlos, aber zuckend zusammen. Eine Totenstille herrschte auf dem Lindenhof. Diese Art der Werbung war dem sittenstrengen Zürich so ungewohnt. Waren doch gerade damals die Sittenmandate Bulligers in Kraft, wonach es für unsittlich galt, dass ein «männlich Mensch ein Frauenzimmer uf offener Strass umarmet». Wer darüber ertappt wurde, musste entweder die betreffende Dame innert acht Tagen heiraten oder aber er wurde im Wellenberg (Turm in der Limmat) während drei Monaten eingesperrt und wöchentlich, am Samstagabend vor Einsetzen des Glockengeläutes, in einem geflochtenen Korbe dreimal in das Wasser der Limmat getaucht, «zur wohlthätigen Abkuehlung», wie es im Gesetze heisst.

Dieser Sachverhalt wurde von den bestürzten Ratsherren dem Führer der Delegation, Vespucci, mitgeteilt, der sich seinerseits mit den indianischen Delegierten verständigte. Die Festlichkeit wurde abgebrochen. Der Rat trat sofort zu einer geheimen Sitzung über den Vorfall zusammen. Nach dem Gesetze hätte nun der «Oberste Hirsch» im Wellenberg eingekerkert werden müssen. Vespucci, der der Sitzung beiwohnte, machte aber die diplomatische Exterritorialität der Delegation geltend, so dass auf seine Inhaftierung verzichtet wurde. Der «Oberste Hirsch» liess noch in der gleichen Nacht Herrn Werdmüller erklären, dass ihm nichts lieber wäre, als seine Tochter zu heiraten, was um so eher möglich sei, da er mit Herrn Werdmüller sowohl die Friedenspfeife geraucht, als auch Blutsbruderschaft getrunken habe. Aber davon wollte Herr Werdmüller nichts wissen, da ihm zu Ohren gekommen, dass die Herren Indianer Vielweiberei trieben und er nicht möchte, dass seine Tochter sich mit verschiedenen andern Frauen in ihren Ehegemahl teilen müsste.

Schon am andern Mittag aber brachte Vespucci einen neuen Vorschlag des «Obersten Hirschen»; er wollte sich mit seinem ganzen Goldvorrat in Zürich niederlassen, wenn ihm seine Heirat mit seinem Bäbeli ermöglicht werde. Aber Herr Werdmüller erklärte sich als vorsichtiger Zürcher auch mit diesem Vorschlag nur dann einverstanden, wenn ihm durch eine Kundschaft bestätigt werde, dass der «Oberste Hirsch» seinen Fürstentitel tatsächlich mit Recht trage und seine Vermögensverhältnisse genauest erdauert werden. Der «Oberste Hirsch» erklärte sich bereit, die Delegation ohne ihn nach Wien reisen zu lassen, in Zürich die Antwort auf die gewünschte Auskunft zu erwarten, in der Zwischenzeit in das Handelsgeschäft des Herrn Werdmüller als Volontär einzutreten und sich von dem Hebräischlehrer Pellican taufen zu lassen.

* * *

Der «Oberste Hirsch» fand sich unerwartet gut in die zürcherischen Verhältnisse. Er erlernte die deutsche Sprache innerhalb 5 Monaten so geläufig, dass er zum Geburtstag seines Bäbeli am 6. März 1539 dieser bereits ein selbstverfertigtes Gedicht im Stile jener Zeit vorlegen konnte.



Zeitgenössische Ansicht von Zürich. Nach Aegidius Egli

*Oh Bäbeli, was sagen Skälpe mir
 Und Pfeifenrauchen im Vergleich zu Dir.
 Was sagt mir Löwenbrüllen und der Palmen
 Wedeln,
 was hab' von Tigern ich und auch von
 Bärenschädeln.
 Was ich am Orinoco nicht und nicht am
 Mississippi fand,
 erblühte hold mir erst an Eurer Limmat
 Strand.
 Mein grimmig Herz, das oft den Tod ge-
 schaut,
 wird weich und taubenzart wie Deine weisse
 Haut.
 Mein Kriegerauge ward mir trüb und nass,
 wenn ich, Du Liebliche, an Deiner Seite
 sass.
 Nie ward ich früher müde, nach dem Feind
 zu wittern,
 doch Du, mein Bäbeli, Du lerntest mich das
 Zittern.
 Ob Du mit mir zufrieden bist?
 Was mir das Wichtigste von allem ist.*

*Seiner Braut
 die rote Haut.*

Dieses Gedicht ist uns in dem Bericht von Josias Ambühl wörtlich überliefert. Wir haben es nur, um es leichter verständlich zu machen, in modernes Deutsch übertragen.

Der «Oberste Hirsch» zeichnete sich aber auch in geschäftlicher Beziehung so aus, dass ihm Herr Werdmüller noch vor Ablauf des Jahres 1539 neben Peter Füsslin's Giesshaus, unfern dem Wirtshaus zum Ochsen und der dem Gotteshaus zum Fraumünster zuständigen Mühle «zum Stein» genannt, eine Filiale seines Geschäftes zur Leitung übergab. Das schöne Bäbeli Werdmüller war indessen auch nicht untätig geblieben. Die dichterischen und andern Ehrungen, die es durch den «Obersten Hirschen» erhielt, erwiderte sie von Herzen und, was folgenreicher war, auch mit der Feder.

Eines dieser Brieflein, das noch keinen Besteller gefunden hatte, fiel Bäbeli einmal aus dem Mieder, gerade vor die Füße des gestrengen Vaters, der unzeitig genug war, es zu entsiegeln. Der Brief ist uns noch erhalten. Da aber die jungen Mädchen von dazumal noch nicht in die Höhere Töchter-

schule gingen, ist seine Orthographie etwas schwer zu entziffern. Wir beschränken uns deshalb, den Inhalt des Schreibens kurz wiederzugeben. Das gute Bäbeli schlug nämlich ihrem indianischen Freund nichts anderes vor, als mit ihm übers Meer zu fliehen. Auch die Aussicht, drüben nur eine von mehreren Frauen zu sein, scheint die wackere Zürcherin nicht erschreckt zu haben. Sie schrieb nämlich: «So Du wirklich mehreren Wiber hättischt, was ich nicht glauben mag, so brauchsch Dich nicht fürchten, sintemal ich mich auch nicht fürchte mit selbigen fertig zu werden.»

Als Herr Werdmüller diesen Brief entziffert hatte, wollte er den armen Indianer in der ersten Aufregung in den Wellenberg setzen lassen. Da trat ihm aber seine wackere Ehefrau Barbara «muetiglich entgegen und waschete ihm gründlich das Haupt». Seine Tochter habe ganz recht, dass sie nicht ewig ledig bleiben wolle, und an diesem unvernünftigen Fluchtversuch sei nur er selber schuld, er sehe doch, dass der «Oberste Hirsch» ein «recht Bürschlin sei», der sich im Handel gut anlasse, und da ihm «sine Goldstückli» recht gewesen seien, er ihm auch selbst nicht zu schlecht sein dürfe.

Herr Werdmüller, der nicht wenig vom klaren Verstand seiner Barbara hielt, liess sich das gesagt sein und beschloss, mit dem «Obersten Hirschen» über die Angelegenheit im Guten zu reden. Seine liebesdurstige Tochter zwar musste noch am selbigen Tage zu einer Tante im unfernen Riesbach verreisen, wo sie strengen Zimmerarrest erhielt. Der «Oberste Hirsch» aber musste versprechen, sich sofort taufen zu lassen und sich zu einem christlichen Namen zu bequemen und sich um das zürcherische Bürgerrecht zu bewerben, welches ihm auch für die Bezahlung von 50 Pfund Gold zugestanden wurde. Als Name bequeme sowohl dem Stadtschreiber, wie der Familie der Braut und dem «Obersten Hirschen» selbst der Name Goldinger. Am 26. des Brachmonats fand dann in der Prediger-Kirche die eheliche Trauung des jungen Paares statt, der in der Zunft zum Safran eine «gabet Hochzyt» folgte.

Mit der Beschreibung der Hochzeitsfeierlichkeiten endet der Bericht des Josias Ambühl. Die wenigen Angaben, die wir im nachstehenden noch anzugeben in der Lage sind, mussten wir aus verschiedenen Manuskripten, meist Hauschroniken und Familien-

büchern entnehmen, die sich zum grössten Teil auf der Zentralbibliothek in Zürich, zum andern Teil in Bibliotheken in Basel, Bern und Elgg finden.

* * *

Herrn Goldinger und seiner Ehefrau muss es allem Anschein nach recht wohl ergangen sein. Schon vier Jahre nach ihrer Vermählung konnten sie an der Sihl ein schönes Patrizierhaus erbauen, das bekanntlich heute noch steht. Das Ansehen, welches der neue Bürger in Zürich genoss, beweist, dass er in den Zunftrollen des Jahres 1545 bereits als Stubenmeister bezeichnet wird. Als eine lustige Episode möchten wir noch die folgende kleine Schilderung herausheben, die sich in einem Familienbuch der Familie Werdmüller findet. Als nämlich die Zeit gekommen war, und dem Ehepaar ein Kind geboren werden sollte «bemächtigte sich in der Gvatterschaft ein gross Gwunder, ob das klin Säugling wohl eine Rothut mögi sin». Diese Erwartung wurde aber enttäuscht. Der kleine Goldinger war das genaue Ebenbild seiner Mutter Bäbeli, und nichts verriet den Sprössling eines Indianerfürsten. Hingegen kamen die indianischen Vorfahren beim fünften Kind, einem Knaben, als niemand mehr an eine solche Möglichkeit dachte, zum Durchbruch. Der kleine Jakob hatte bei seiner Geburt «ein rot Hütlin wie ein Krebsli, das aus der Pfanne genommen wird, und siner Nase war mächtiglich gross wie eines Adlere Schnabel». Der folgende merkwürdige Zug wird von dem heranwachsenden Knaben noch erwähnt. Mit drei bis vier Jahren pflegte er sich «unvermuetet uf den Buch zu legen und sin Ohr an die Erde zu pressen mit grosser Ufmerksamkeit», dann wurde er plötzlich ganz aufgeregt und rief: «Es Ross, es Ross!» Und wirklich kam dann meistens im Laufe von ein bis zwei Stunden ein Pferd an dem Hause vorbei. Es scheint also, dass sich in dem jungen Goldinger etwas von der Feinhörigkeit des alten Naturvolkes bewahrt habe. Im übrigen aber erwiesen sich der Kleine sowie auch seine Geschwister als tüchtige Zürcher, die ihrer Familie und ihrer Stadt zur Ehre gereichten.

* * *

Offenbar wurde die indianische Herkunft des Ahnen in der Familie bald vergessen. Die erhaltenen Familienbilder aber zeigen,

dass die Natur ein besseres Gedächtnis hat als die Menschen, denn die scharf geprägten Gesichtszüge, die Adlernasen, die edle aber eher fliehende Stirn, sowie das stark ausgeprägte Kinn zeigen sich bei fast allen Nachkommen des « Obersten Hirschen ».

Da alles so gut herausgekommen ist, dürfen wir wohl noch eine kleine dunkle Geschichte erwähnen, die gewiss zum Glück aller Beteiligten damals nicht die Beachtung fand, die sie unter andern Umständen gefunden hätte. Einige Jahre nach seiner Verheiratung traf nämlich aus Amerika eine Postkarte ein mit dem Bild einer schönen, mächtig tätowierten roten Frau. Der Text auf der Rückseite lautete folgendermassen:

Warabum, Postlicai!

Westliquash rumbosidec listeni, bakowaszu Squa. Rebiopuchtli Wlodiotschaka Triponitschok.

Stumpetezki Rak.

Diese Karte, überklebt mit exotischen Briefmarken und seltenen Stempeln, befindet sich heute noch im Familienarchiv der Werdmüller. Herr Goldinger erklärte, dass die Karte von einer seiner Tanten stamme,

die ihm zu seiner Verheiratung nachträglich herzlich Glück wünsche. Er zeigte sich über diese Aufmerksamkeit hoch erfreut. Innerlich mag es ihm dabei nicht ganz so wohl zumute gewesen sein; wenn nämlich jemand ausser ihm den indianischen Dialekt, in dem die Postkarte abgefasst war, verstanden hätte, so würde er herausgefunden haben, dass die Karte nicht von einer Tante, sondern von seiner verlassenen indianischen Braut kam. Übersetzt heisst der Text nämlich:

Nichtswürdiger, Treuloser!

Ein Westliquash (nich zu übersetzender indianischer Fluch) über Dich. Möge es Dir mit Deiner käsebleichen, verräterischen Squa so schlecht ergehen, wie es Deiner blutroten, goldumränderten Wlodiotschaka Triponitschok gut ergeht. Hass über Dich!

Deine goldumränderte Tempelsäule.

Heute ist die Familie Goldinger ausgestorben. Interessant ist vielleicht noch, zu erwähnen, dass dieser Familie direkt und indirekt einerseits sehr viel Militär, speziell der Verpflegsbranche, anderseits berühmte Mediziner entstammten.

